

- 5) In seinem Beitrag zu unserem Thema erinnert J. Marsh an das Wort von Dorothy Sayers: die Christusgeschichte sei „the only thing that ever really happened“ — die einzige Geschichte, die sich je wirklich ereignet hat. (Ec. Rev. a. a. O. S. 4.)
- 6) In der Aussprache in Frankfurt/M. am 25. 4. 1963 verschärfte Prof. Dr. J. Moltmann diesen Gedanken, indem er erklärte, von der Botschaft von Jesus Christus aus seien Fragen an uns, an die Welt zu richten — nicht umgekehrt. Nach seiner Meinung ist sonst eine dualistische Betrachtungsweise unvermeidlich.
- 7) Neu-Delhi, S. 185; Stud. Dok., S. 8.
- 8) J. Marsh, a. a. O. S. 15 (im Zitat bei Verghese).
- 9) J. Marsh will das Thema so verstehen (a. a. O. S. 6); in der Zusatzfrage 2 im Stud. Dok. ist das etwas zurückhaltender formuliert.
- 10) Das ökumenische Gespräch kann im Kern nie etwas anderes sein als ein Gespräch über das rechte Christusverständnis. Dies setzt sich einerseits immer aus einzelnen Bibelstellen zusammen — andererseits muß es u. U. auch gegen einzelne Bibelstellen zur Geltung gebracht werden. Dies methodische Problem kann hier nur angedeutet werden (es war der Leitfaden meiner Habilitationsschrift über „Schrift und Dogma in der Ökumene“, Gütersloh 1953); es ist auch nicht möglich, hier auf die einzelnen Bibelstellen näher einzugehen, die in diesem Zusammenhang zu prüfen wären.
- 11) Auch J. Marsh weist darauf hin, daß zunächst einmal Jesu Geburt und sein Leiden unter Pontius Pilatus zu beachten sind (a. a. O. S. 4), zieht daraus aber keine Folgerungen hinsichtlich der Anfechtungen, die dem Glauben daraus erwachsen.
- 12) Kirchl. Dogmatik III, 2, S. 535.
- 13) J. Marsh, a. a. O. S. 4 f.
- 14) Marsh hat dies in einem zweiten Gedankengang ebd. selbst stark hervorgehoben. Es scheint aber doch sehr schwer zu sein, die den ersten Gedanken beherrschende Typologie mit der Betonung der Einmaligkeit und Einzigartigkeit des Christusgeschehens in Einklang zu bringen.

PROBLEME DER INNERDEUTSCHEN ÖKUMENE

VON HEINRICH BENCKERT

I.

Die 1948 gegründete Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland hat 1961 Thesen zum Kirchenverständnis beschlossen und zur Diskussion gestellt.* Um den Thesen gerecht zu werden, muß man zunächst die Tatsache im Auge behalten, daß zu dieser Arbeitsgemeinschaft so unterschiedliche Gruppen gehören wie die Alt-Katholische Kirche und die Heilsarmee mit der EKD, den Baptisten und Methodisten usw. dazwischen. Allerdings sind hier auch die „Gastmitglieder“ berücksichtigt, weil sie die Thesen miterarbeitet und mitunterschrieben haben. Bei einer solchen Spannweite wird man von vornherein nicht erwarten, daß die Gemeinsamkeit im Kirchenverständnis größer und tiefer als in der gesamten Ökumene ist. Jedenfalls ist es ein Ereignis der Kirchengeschichte in Deutschland und der Ökumene, wenn sich diese Kirchen in der „Arbeitsgemeinschaft“ erstmalig begegnen und nun auch das heiße Eisen des Kirchenverständnisses anpacken.

* Abgedruckt in Heft 3/1962, S. 224 f.; auch als Sonderdruck für DM —.20 erhältlich.

Um den Thesen gerecht zu werden, wird man weiter die in der Präambel der Thesen genannte Absicht zur Kenntnis nehmen müssen. Entsprechend dem Punkt 2 des Programms der Arbeitsgemeinschaft („Förderung des theologischen Gesprächs unter den Mitgliedern mit dem Ziel der Klärung und Verständigung“) liegt den Thesen die Frage zugrunde: „Wie sieht jede unserer Mitgliedskirchen sich selbst im Lichte der Heiligen Schrift?“ Auf den ersten Blick scheint es, als würde hier nach der Heiligen Schrift zurückgefragt. Man fühlt sich an die Ausgangsfrage der Arnoldshainer Abendmahlthesen erinnert: „Was hören wir als Glieder der einen apostolischen Kirche als entscheidenden Inhalt des biblischen Zeugnisses vom Abendmahl?“ In Wirklichkeit springt der Unterschied jedoch in die Augen. Denn wie die Abendmahlskommission nach dem Schriftzeugnis fragt, so geht es der „Arbeitsgemeinschaft“ wesentlich um das Selbstverständnis der Mitgliedskirchen. Darum finden sich in den Thesen keine Hinweise auf bestimmte Schriftstellen oder -zusammenhänge. Das Alte Testament bleibt ganz draußen. Man beruft sich nur allgemein auf „das Neue Testament“. Auch die vorbereitenden Referate handeln ausschließlich von dem Kirchen- oder — häufiger — Gemeindeverständnis je ihrer Kirche und benutzen das Neue Testament lediglich zur Rechtfertigung ihres Selbstverständnisses. Es bleibt also dabei: Gefragt wird nicht nach dem Schriftverständnis, sondern nach dem Selbstverständnis der Kirchen, um — wie die Präambel sagt — „ihr Verhältnis zueinander klarer zu sehen und besser zu verstehen“.

Zur Absicht der Thesen gehört es ferner, die gemeinsamen Überzeugungen bis an die Grenze der Unterschiede sichtbar zu machen. Darum nennt die Präambel auch sofort die Differenzen in den Fragen „Tradition“, „Einheit“, „Amt“, und „Sakrament“, die aus der Grunddifferenz zwischen protestantischer und katholischer Lehrtradition fließen.

Es muß hier an Amsterdam 1948, Evanston 1954 und Neu-Delhi 1961 erinnert werden. Der Bericht der Sektion I in Amsterdam „Die Kirche in Gottes Heilsplan“ nannte als tiefsten Unterschied im Kirchenverständnis den von „katholisch“ — mit dem Hauptmerkmal sichtbarer Kontinuität in der apostolischen Sukzession des Bischofsamtes — und „evangelisch“ — mit dem Hauptmerkmal des sola fide. Aus diesem tiefsten Unterschied ergäben sich die Differenzen in den Auffassungen von Amt, Sakramenten und Einheit. In Evanston ist man in dieser Beziehung noch keinen Schritt weiter. Nur hat man jetzt deutlicher die Aufgabe der Einheit trotz aller Differenzen im Blick und weiß: „In den Stürmen der gegenwärtigen Stunde sammelt Jesus Christus Sein Volk in einer wahren Gemeinschaft des Glaubens und Gehorsams ohne Rücksicht auf bestehende Spaltungen.“ Auch in Neu-Delhi — z. B. im Bericht der Sektion III „Einheit“ — muß man u. a. wieder die verschiedene Auffassung vom Wesen der Ämter als eines der ernstesten Hindernisse für die Einheit nennen. Laut Protokoll muß auf Grund der Aussprache ein Hinweis auf die Kindertaufe gestrichen werden.

Und gerade an diesem kritischen Punkte stehen sich die Mitglieder der „Arbeitsgemeinschaft“ Rede und Antwort.

II.

Bedenkt man dies alles, so möchte man die Thesen nicht mehr gern einer monologischen dogmatischen Kritik unterziehen — wie es Weißgerber als Lutheraner und Schütz als Baptist in der „Ökumenischen Rundschau“ 1962 Heft 4 ge-

tan haben. Weißgerber nimmt den Kirchenbegriff der CA als Kriterium, um an ihm die einzelnen Thesen zu messen. Das ist natürlich unter Umständen möglich, bisweilen sogar nötig. In der gegebenen Situation ist es aber unbefriedigend, weil man so seine eigene Erkenntnis als allein möglichen Ausgangs- und Zielpunkt für die anderen Kirchen dogmatisch setzt, damit den anderen ein Glaubensgesetz auferlegt, sich von ihnen nicht mehr befragen läßt und so dem Dienst des Gesprächs Auge in Auge ausweicht. Das gilt auch von der baptistisch-dogmatischen Kritik, die von vornherein die Kindertaufe radikal ablehnt und die Gläubigentaufe als allein neutestamentlich setzt.

Trotzdem können wir nicht einfach bei einem ökumenischen Vergleich stehenbleiben, der höchstens die Lage der Kirchen in Deutschland in die Problematik der gesamten Ökumene einzuordnen vermag; auch nicht bei einem konfessionskundlichen Vergleich, der gewiß unerlässlich ist, gerade um die Situation der Thesen zu erkennen, der aber gerade nur die differenten Auslegungen der Thesen durch die unterschiedlichen Konfessionen und Kirchen erheben könnte. Ein konfessionskundlicher Vergleich ist darum so schwer, weil die echten Glaubenssätze tief in der geschichtlichen Existenz des Menschen und jeder Kirche wurzeln. Und wir haben keine Transformationsgleichungen, die es ermöglichen, ohne weiteres Glaubenssätze in eine andere Situation und Tradition zu übertragen oder angemessen zu vergleichen. Dieselben Formeln können verschiedenen Sinn, verschiedene Formeln denselben Sinn haben. In Christus hat sich Gott dem geschichtlichen Menschen akkommodiert; durch den Heiligen Geist akkommodiert sich der dreieinige Gott jedem Glaubenden und jeder Kirche in ihrer konkreten Existenz. Welche Schwierigkeiten stellen sich damit solchen Vergleichen in den Weg, wenn sie Gültiges aussagen wollen!

So bleibt uns nichts anderes übrig, als eine theologische Betrachtung zu wagen, die die lutherische Intoleranz des Wortes Gottes mit der ökumenischen Toleranz dialogischer Liebe zu verbinden sucht. Intoleranz des Wortes Gottes, das bedeutet, daß es nur eine Norm gibt und diese Norm nie in unserer Hand ist, sondern uns stets als Gottes Wort gegenübersteht, indem es Hörenden gesagt wird. Toleranz dialogischer Liebe: Die, die sich zum Mensch gewordenen Wort Gottes bekennen, bleiben auch über Kirchen- und Konfessionsgrenzen hinweg im Dialog, in dem sie fragen und sich fragen lassen, Antwort geben und fordern.

III.

Es wird nun deutlich sein, warum ich es für unangemessen halte, die Thesen auf die in ihnen genannten Einzelfragen zu untersuchen. Darüber können und wollen sie nichts aussagen. Es sind schon zu viele! Gestalt und Einheit der Kirche, Gemeinde, Nachfolge, Taufe, Abendmahl, Predigt, Sakrament, Amt, Leben aus dem Geist, Institution, Allgemeines Priestertum, Dienst, Charisma, Gemeindegemeinschaft, Mission, Kirche in Staat und Gesellschaft.

Statt die Einzelfragen zu behandeln, richten wir unser Augenmerk auf die obengenannte Grunddifferenz und fragen, ob diese die Gemeinsamkeiten schließlich doch noch paralyisiert. Kommen die gemeinsamen Aussagen etwa dadurch zustande, daß man bestimmte Sätze zum Kirchenverständnis immer mehr abstrahiert und formalisiert, bis schließlich jeder seinen eigenen Inhalt in ihrer Leere unterbringen kann? Man mache sich ausdrücklich klar: Gemeinsame Thesen zum

Kirchenverständnis in der Spannung zwischen dem „katholisch“-hochkirchlichen und dem evangelisch-gemeinschaftlichen Typ mit allen Zwischenmischungen auf einer breiten Skala! Es haben diese Thesen Männer unterschrieben, die Kirche und Sakramente an die in Sukzession weitergegebene Weihevollmacht gebunden glauben, und Männer, die den charismatischen Gemeinde- und Laiendienst unter Ablehnung eigentlicher Sakramente für das neutestamentlich Gebotene halten. So steht jede These in der zunächst unausgleichbaren Spannung zwischen „hochkirchlicher“ und „gemeinschaftlicher“ Interpretation. Machen wir die Probe aufs Exempel!

These 9: „Gemeinde des Christus ist nur da, wo über dem rein verkündigten Wort, dem recht verwalteten Sakrament und dem ordnungsgemäß geführten Amt Leben aus dem Geist Christi Raum gewinnt . . .“ Auf der einen Seite findet man darin die Bestätigung für die Aussage der CA, daß Wort und Sakrament — diese Formel mit „Sakrament“ im Singular scheint es erst seit dem 19. Jahrhundert in der evangelischen Theologie zu geben! — die wesentlichen Merkmale der Kirche sind; auf der anderen Seite kann man die These so interpretieren, daß sie das persönliche Glaubensleben als ausschlaggebendes Merkmal der Kirche nennt. Nimmt man diese These als dogmatischen Satz, so unterliegt er in der Tat dogmatischer Kritik, von welcher Seite auch immer. Das wäre eine merkwürdige Reihe von *notae ecclesiae*: Wort, Sakrament (I), Amt, Leben aus dem Geist!

Nun aber kann der „Sitz im Leben“ auch dieser Thesen nicht übersehen werden. Sie stehen zwischen den genannten verschiedenen christlichen Kirchen und Gemeinschaften. Jede Seite hört, was die andere zur Beschreibung der „Kirche“ für wichtig hält, und muß ihr die Wichtigkeit unter Umständen zugestehen. Wo Gemeinde Jesu ist, da ist in der Tat auch Leben aus dem Heiligen Geist. Wo der Dienst der Predigt und der schriftgemäßen Verwaltung von Taufe und Abendmahl getan wird, da ist wirklich Kirche. Als eine solche Beschreibung dessen, was beide Seiten als Kirche glauben, kann man auch die These 4 verstehen und bei Beachtung ihres Sitzes im Leben hinnehmen: „Wie der erhöhte Christus, so ist auch sein Leib als Schöpfung im Heiligen Geist eine ewige Wirklichkeit.“ Macht man aus ihr freilich einen dogmatischen Bekenntnissatz, wird sie unklar, wenn nicht gar falsch. Ich kann das hier im einzelnen nicht ausführen. Statt dessen sei noch auf These 6 b als Beispiel für die Möglichkeit doppelter Interpretation hingewiesen: „Die neutestamentliche Ordnung, zu taufen, wo die Taufe begehrt wird, zeigt jedoch an, daß die Zugehörigkeit zur Gemeinde Bedingung und Grenze kennt.“ Nimmt man die Aussage dogmatisch, so hört die eine Seite die objektive Heilswirksamkeit der Kindertaufe, die andere Seite die Bedingung des persönlichen Begehrens hinein. In Wirklichkeit müssen hier beide Seiten im persönlichen Gegenüber — also nicht am Schreibtisch — einander zugestehen, daß nach neutestamentlichem Zeugnis Taufe und Glaube nicht voneinander zu trennen sind.

So könnte man an allen Thesen durchexerzieren, daß sie nicht als exakte dogmatische Sätze gemeint sind, sondern als Niederschlag eines Gespräches zwischen lange Zeit völlig getrennten Brüdern, dessen Formulierungen sicherlich mancher Verbesserung fähig sind. Es kommt hier alles auf die Intention an. Wir dürfen die Thesen nicht in Richtung auf die Grunddifferenz interpretieren, sondern müssen unter Voraussetzung der Grunddifferenz und ihrer jahrhundertalten Tradition auf den kleinen Schritt zur Gemeinsamkeit hin achten, der in der „Arbeits-

gemeinschaft“ stellvertretend getan worden ist und Nachvollzug an jedem Ort verlangt. Bei Beachtung der Intention wird man auch nicht wie Weißgerber das Überwiegen des Wortes „Gemeinde“ vor dem Begriff „Kirche“ als einseitigen Kirchenbegriff deuten, zumal man mit Luther das Wort „Kirche“ sehr gering-schätzen kann, ohne die Sache zu schmälern. Sieht man auf die Sache, so unterscheiden die Thesen m. E. nicht deutlich genug die Frage nach dem Wesen — und den Merkmalen — der Kirche von der Frage nach der Zugehörigkeit des Einzelnen zur Kirche. Ich sehe die Grenze richtiger Aussagen da überschritten, wo das persönliche Glaubensleben als Bedingung der Existenz der Kirche angegeben wird. Das geschieht in den Thesen aber nirgends.

Ich fasse zusammen! Die Differenzen sind faktisch vorhanden, und es ist keine Kunst, sie in den Thesen aufzudecken. Die Absicht, Gemeinsamkeiten auszusagen, geht aus der Einsicht hervor, daß die zusammengehören, die den Jesus Christus des Neuen Testaments (eigentlich der ganzen Heiligen Schrift!) ihren Herrn nennen. So versucht man in brüderlichem Dialog sich abzutasten, voneinander zu lernen und einander zu helfen. Hier kommt alles darauf an, daß man — fern von einer zeitlosen dogmatischen Wahrheit — auf einem Wege ist und auf diesem Weg bleibt. Sicher ist eine der nächsten Stationen auf diesem Wege, daß man sich der Frage stellt: Was hören wir Glieder am Leibe Jesu Christi als entscheidenden Inhalt des biblischen Zeugnisses von der Kirche?

IV.

Die Thesen sind im Grunde ein instruktives Beispiel für Möglichkeit und Grenze ökumenischer Gespräche überhaupt. Ökumenische Gespräche sind der einzige Weg zu einer ökumenischen Theologie, ohne die die Zukunft der Kirche auf Erden doch einfach nicht vorstellbar ist. Sollen ökumenische Arbeit und Theologie nicht die Angelegenheiten von Spezialisten, sollen sie nicht Hobbies bleiben, dann werden wir sie aus ihrer Verwurzelung in unserer Existenz herauszutreiben lernen müssen. Solch Wurzelboden läßt auch allein jene Intoleranz des Wortes Gottes im Bunde mit der Toleranz der Liebe zur Geltung kommen. Darüber zum Schluß noch einige Bemerkungen!

Intoleranz des Wortes ist nicht einfach Intoleranz des Glaubens oder der Konfession oder gar des Dogmas. Gott selbst übt seine unbedingte Autorität durch sein Wort. Sein Wort hören wir aber nur aus dem Zeugnis der Apostel und Propheten. Darum lauschen wir — als Christen und als Theologen — unablässig auf Gottes Wort in der Bibel, ohne je die Autorität des Wortes Gottes auf die apostolischen und prophetischen Formulierungen zu übertragen. Noch viel weniger hat die dogmatische Formel als solche göttliche Autorität. Sie steht in geschichtlichem Wandel und ist relativ, indem sie auf Gottes Wort hinweist. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir allen Anlaß, dogmatisches und konfessionelles Selbstbewußtsein abzubauen: als sei unser Dogma als Formel, unsere Bekenntnisschrift als Formulierung der Väter — oder auch der Brüder — absolut. Beides müssen wir für ökumenische Gespräche klar wissen: Einerseits sind wir dessen unbedingt gewiß, daß unser Dogma und unser Bekenntnis allgemein und im einzelnen das absolut autoritative Wort Gottes selbst meinen; andererseits ist uns gegenwärtig, daß die historische Formel und die eigene dogmatische Formulierung stets der Änderung fähig sind und durch andere Formulierungen — natürlich nicht beliebig — ersetzt werden können. Nur unter diesen Voraussetzungen

ist ein redlicher Dialog mit anderen möglich. Er besteht schließlich nur in dem Bemühen, in den apostolischen und prophetischen Aussagen der Schrift Gottes eigenes Wort zu hören und von da aus Formulierungen des Glaubens zu verstehen und zu korrigieren.

In diesem Zusammenhang muß ich auf einen Aufsatz hinweisen, den A. Lochner (röm.-kath.) kürzlich in Una Sancta (1963, Heft 3) veröffentlichte: „Absolutes Dogma und konfessionelle Annäherung.“ Obwohl die Lage im römischen Katholizismus viel schwieriger ist, weil die Infallibilität (Irrtumsfreiheit) des definierten Dogmas zum Wesen der Kirche gehört, sieht man auch hier immer klarer, daß es einen Wandel und ein Wachstum menschlicher Erkenntnis und damit die Möglichkeit einer Änderung der sprachlichen Formulierung gibt. Lochner faßt seine Lösung des Problems in einem Zitat aus Sartorys „Mut zum Katholizismus“ (1961, S. 442) zusammen: „Von den dogmatischen Definitionen des Lehramtes können wir nicht erwarten, daß sie den ganzen Reichtum der Wahrheit formulieren. Sie grenzen ab, präzisieren, klären im Hinblick auf Irrlehren. Dabei sagen sie selbst aber noch nicht das Letzte, ja, sie können aus der Frontstellung gegen Irrlehren selbst einseitig werden. Und da gerade hier der göttliche Schatz in irdischen Gefäßen getragen wird, gilt es immer Ausschau zu halten nach dem — in vielleicht menschlich unzulänglicher Sprache formulierten — Intentionssinn eines Dogmas.“ In der Tat müssen wir in die gleiche Richtung sehen, wollen wir nicht „päpstlicher als der Papst“ sein.

Die Toleranz der Liebe wird schon durch die theologische Erkenntnis geboten, daß Gottes Wort selbst und nicht eine kirchliche Formulierung einzige unbedingte Autorität ist. Denn solche Erkenntnis führt dazu, daß man den Bruder auch über Konfessionsgrenzen hinweg im anhaltenden Dialog sucht und sich selbst ihm stellt. Dazu ist dialogische Liebe heute eine Notwendigkeit christlicher Existenz schlechthin. Innere und äußere Anfechtung drängt in der Welt die zusammen, die den Namen Jesus bekennen. Die Erfahrung der Liebe Gottes in Jesus Christus erweckt die Liebe zu denen, die Jünger Jesu sein wollen. Jeder Riß zwischen zwei Gliedern am Leibe Jesu Christi gefährdet die Christugemeinschaft jedes Einzelnen. Jeder Riß zwischen zwei Gemeinden, die sich im Namen Jesu versammeln, gefährdet die Zugehörigkeit jeder Gemeinde zum Leibe Christi und macht das Zeugnis an die Welt unglaubwürdig.

Darum ist das Unternehmen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland lebensnotwendig, so schwierig es auch sein wird, auf dem begonnenen Wege weiterzugehen. Am Ende dieses Weges, wenn der Herr in Kraft und Herrlichkeit kommt, sammelt er sich aus allen Menschen seine eine Gemeinde. Ich lese in der Schrift nichts davon, daß dann die Rede sein wird von Denominationen, Konfessionen, Kirchen und Gemeinschaften. Es heißt: „Wer mich kennt...“ Das Zeitalter der Konfessionen mag zu Ende gehen. Die Zeit der Kirche währt „bis ans Ende“.